

Wienerische Geigerkultur – wie lange noch?

**Hört er das Küchl-Quartett, ahnt
der Musikfreund, was uns bald
verloren zu gehen droht.**

War da alles richtig? Nein. Aber es war alles richtig! Ein Abend beim Küchl-Quartett, das ist ein Lehrgang in wienerisch-musikantischer Relativitätstheorie. Ein Musikfreund, der nicht in Wien aufgewachsen ist, könnte an allen Ecken und Enden Stoff für kritische Anmerkungen finden. Aber davon muss man nicht erzählen, wenn es so viel anderes, Wichtigeres zu referieren gilt.

Etwa die Frage des harmonischen Miteinanders von Prim- und Sekundgeige im Menuett von Haydns spätem C-Dur-Streichquartett op 74/1. Quartettspiel als legitime Tochter großer Orchesterkultur: Die Übereinstimmung, die im Küchl-Quartett in den wichtigen Dingen des musikalischen Zusammenlebens herrscht, ist wahrhaft von philharmonischer Dimension. Auch wo in Franz Schuberts allerletztem, tiefem G-Dur-Werk (D 887) abgründige Seelen-Verquertheiten zum Klingen kommen, wird nichts künstlich akzentuiert. Die Struktur der Musik, ihre bewussten Brüche, Ecken und Kanten sind, für sich genommen, schockierend genug. Nur der Ton muss stimmen. Wenn die Küchls Auftrumpfendes zum Besten geben, schwingt, handelt es sich um Schubert, oft verholener Selbstzweifel mit – und erweist sich ein paar hundert Takte später als berechtigt!

Solches Musizieren mit doppeltem Boden nützt auch Fritz Kreislers einzigem Streichquartett. Oder besser: Es ist die einzige Spielweise, die diesem Stück Gerechtigkeit widerfahren lässt. Was sonst meist klingt, als griffe ein Meister der Salon-Miniatur nach den Sternen, tönt plötzlich wie die „intimen Briefe“ eines Wiener Geigers. Wienerische Streicherkultur dieses Formats ist jenseits der Brahmsaals längst zur Rarität geworden. Wir sind drauf und dran, sie zu verlieren . . . *sin*